



Jodeln für den Frieden

Sie staunen über unterernährte Kühe, schlecht bewirtschaftete Felder und den Gegensatz von Arm und Reich. Aber die Stimmgewalt der Gastgeber beeindruckt sie. Wie Jodler aus dem

Toggenburg im wilden Georgien der Fremde trotzen und neue Freunde finden. Gemeinsam singen sie über Berge, Alpenrosen, Weinernten, Krieg und Frieden. **Gesellschaft**

«Die Cheiboe macheds tipptopp»

Die Schweizer jauchzen sich die Zweifel von der Seele,
die Georgier singen von Krieg und Leid: Wie ein Jodelchor
aus dem Toggenburg auf Konzertreise in den wilden
Osten ging und fremde Völker und Sitten kennenlernte.

Von Alice Kohli und Evan Ruetsch (Fotos)



Weste trifft auf Kutte: Der Schweizer Jodler Hansruedi fotografiert die Tracht eines georgischen Sängers. (Tskaltubo, Georgien, 5. September 2014)



Im Kleinbus durch den Kaukasus: Der Jodlerklub Wattwil auf dem Weg zu neuen Abenteuern. (Tskaltubo, 3. September 2014)



Singpause bei 35 Grad im Schatten. Nach einer verhaltenen Kennenlernphase haben sich Toggenburger und Georgier gut angefreundet.



Die Schweizer Gäste bei einem Zäuerli im Speisesaal des sowjetischen Sanatoriums Schachtjor, Tskaltubo.



Die Rotwesten Werner (l.) und Michael geben den Ton an: Schweizerisch-georgische Darbietung in der Iveria-Halle. (Tskaltubo, 5. September 2014)

Ha ka Schwii doba!», poltert Karl in breitem Bündner Dialekt und schreitet den roten Teppich vor der Bühne ab. Es riecht modrig in der Festhalle. Die weinroten Sitzbezüge aus Manchesterstoff haben in den Jahren einen speckigen Überzug bekommen. Die Luftfeuchtigkeit ist hoch, hier im subtropischen Westen Georgiens, und die Klimaanlage funktioniert schon lange nicht mehr. Immer wieder wischen sich die Mitglieder des Jodlerklubs Wattwil mit ihren Glarner Tüchli den Schweiss von der Stirn. Auch Karl, den seine Jodlerfreunde «Kärl» nennen, stammt eigentlich aus dem Toggenburg. Er hat wie seine Kollegen einen breiten Toggenburger Dialekt. Bündnerdeutsch redet er nur übungshalber, um sich den Text eines georgischen Lieds zu merken. «Ha ka Schwii doba» («Ich habe keine Schweine oben») oder «ak' a mschwidoba»: «Hier ist Frieden» auf Georgisch.

Während der Proben beginnt eine Bohrmaschine an der Fassade der baufälligen Festhalle zu knattern. «Wenn die hier überhaupt einmal etwas renovieren, dann ausgerechnet, wenn wir proben», murrte Markus, der gemeinsam mit seinem Zwillingenbruder Hansueli im Jodlerklub singt. Zu zwölf sind sie aus dem Toggenburg nach Georgien gereist, mit der Eisenbahn von Wattwil nach Zürich, mit dem Flugzeug über Riga nach Tbilisi und schliesslich mit dem Kleinbus weiter bis in die Kleinstadt Tskaltubo im Westen des Landes. Jetzt, nach einer Woche in Georgien, sind sich die Jodler einig: So schnell wird es sie bestimmt nicht wieder hierher verschlagen.

Ein Alpenbitter für Riga

Zu verdanken haben sie die Konzertreise ihrem Chordirigenten Ruedi. Er ist bei seinen Jodlerfreunden mit der Idee angekommen, doch einmal nach Georgien zu reisen. In ein Land, das bei keinem der Jodler auf der Liste der liebsten Reiseziele stand und das manch einer erst im Weltatlas nachschlagen musste. Ruedi wiederum hatte die Idee von Dagmar Reichert und Annina Zimmerman, die mit ihrer Stiftung Artasfoundation bereits zum zweiten Mal in Tskaltubo ein Kunstfestival organisieren. Sie sind über eine Internetrecherche auf die Toggenburger Sänger gestossen, als sie nach einem Schweizer Jodlerchor suchten, der gemeinsam mit einem georgischen Chor aus Tskaltubo auftreten würde.

Im Primarschulhaus Wattwil, wo die Jodler sich einmal pro Woche zur Probe treffen, ist wenige Tage vor der Abreise noch kein Reisefieber zu spüren. Ruedi stellt das Keyboard auf, ein Jodler nach dem anderen tröpfelt in den Raum, begrüsst wird mit festem Händedruck. Zielgerichtet marschiert jeder Jodler erst einmal kurz ins

Jodeln ist grosses Kino

Der Jodlerklub Wattwil besteht seit 1932. Der derzeitige Dirigent Ruedi Roth wurde dieses Jahr mit dem Förderpreis der sankt-gallischen Kulturstiftung ausgezeichnet: Er sei ein «sanfter Erneuerer» des Volkstümlichen, hiess es in der Begründung. Indirekt hat es Roth sogar bis nach Hollywood geschafft. Der Naturjodel «s Rothe Zäuerli», den er mit seinem Bruder Werner Roth komponiert hat, wird im Film «The Grand Budapest Hotel» gesungen.

Untergeschoss, um eine Flasche Schützengarten aus dem Kühlschrank zu holen. Ruedi stimmt die Tonlage auf dem Keyboard an, die Jodler stellen sich in einen Halbkreis, stecken die Hände in die Hosentaschen, stellen die Beine schulterbreit auseinander und beginnen zu singen, die Solisten in hohem Falsett, der Chor in wuchtigem Bass, Naturjodel und Jodellieder. Die Lieder handeln von Lebensmut und Lebensfreude. In Wattwil jauchzt man sich die Zweifel von der Seele.

In der Pause setzen sich die Jodler auf die kleinen Primarschulbänke und besprechen einen bevorstehenden Auftritt in einem Ausflugslokal. Von Georgien redet niemand. Man nimmt's, wie es kommt. Die CD-Aufnahme des georgischen Chors, mit dem sie in Tskaltubo auftreten sollen, haben sie sich immerhin schon einmal angehört. Ihr Gesang sei «bitz komisch», findet Lukas. Ein verfrühter Herbstwind zieht durch die Fensteritzen, draussen vor dem Dorf leuchten die Wälder gräulich grün, ein süsslicher Gülleduft steigt über den Feldern auf.

Ruedi ist selbst etwas erstaunt darüber, dass er es geschafft hat, seine Mitjodler zu einer Reise nach Georgien zu überzeugen. Für seinen Bruder Werner ist es die erste Flugreise seines Lebens. Beim Umsteigen in Riga verpasst er die richtige Schiebetüre und marschiert geradewegs an der Transferzone vorbei in den Ausgangsbereich. Es bleibt für den Jodlerklub eine halbe Stunde Zeit, erneut die Sicherheits- und Passkontrolle zu passieren. Wieder müssen sie durch den Metalldetektor, wieder die messingbeschlagenen Hosenträger abmontieren, die Uhrenketten mit den Silbermünzen, die Broschen, die Schuhe mit den Silberschnallen. Für die Reise hat der Jodlerklub Wattwil Tracht angezogen.

Die Flasche Appenzeller Alpenbitter, die Werners Sohn Michael im Duty-free in Kloten gekauft hat, wird ihm vom Sicherheitspersonal in Riga wieder abgenommen. «Jetzt sind wir eine Art nur nach Riga geflogen, um eine Flasche Appenzeller zu verschenken», kommentiert Fredy trocken. Der Verlust ist aber problemlos zu verkraften. In Georgien ist der Alkohol billig, den halben Liter Bier gibt es für weniger als einen Franken. Ein Teil des Jodlerklubs testet das Bierangebot in Tbilisi bereits in der ersten Nacht, nach der Ankunft morgen um fünf.

Auf der Strasse von Tbilisi nach Tskaltubo riecht es vor allem nach Abgasen alter Kleinbusse mit verstopften Luftfiltern. Viele von ihnen tragen Aufschriften von Schreinereiwerkstätten oder Bäckereien in deutschen Provinznestern. In Georgien werden Lieferwagen nach ihrer Ausmusterung in Deutschland noch jahrelang weitergenutzt, gepflegt, repariert und am Schluss in ihre Einzelteile zerlegt und weiterverkauft.

Die Strassen sind in einem erstaunlich guten Zustand, der Fahrer des Busses mit den Jodlern lässt sich zu abenteuerlichen Manövern hinreissen. «Verreckte Cheib» tönt es allenthalben aus den Sitzbänken. Und manchmal auch: «Lueg da, en Neu-holland.» Die meisten der zwölf Toggenburger sind in der Baubranche oder in der Landwirtschaft tätig. Was an Baggern, Kühen und Bewässerungssystemen an den klapprigen Busfenstern vorbeizieht, wird ausgiebig kommentiert.

Schwalben in der Dachluke

Die Kühe seien zwar sauber, sagt Michael, der in der Schweiz den Hof seines Vaters übernommen hat. Aber das sei nur, weil sie unterfüttert seien, «dann scheissen sie trockener». Ruedi fallen die verlassensten Kolchosen-Ställe auf. Ernst kommentiert den ineffizienten Ackerbau. Werner die totgefahrenen Strassenhunde. «Die werden hier so lange zu Mus gefahren, bis sie vollständig im Strassenbelag aufgehen», stellt er fest. Der Bus passiert eine neu gebaute Siedlung in der trockenen Steppenlandschaft westlich von Tbilisi. Die roten Wellblechdächer leuchten in der Spätsommer-sonne, eine Reihe nach der anderen. «Die haben's aber noch schön hier», bemerkt Hansueli. Die Siedlung beherbergt Flüchtlinge aus dem Kaukasuskrieg von 2008, hier wohnen Vertriebene aus der von Georgien abtrünnigen Republik Südossetien.

Georgien liegt mitten in einer Kollisionszone, sowohl geologisch als auch politisch. Geologisch schiebt sich die arabische Kontinentalplatte in der Kaukasusregion jedes Jahr zweieinhalb Zentimeter nördlich gegen die eurasische Kontinentalplatte, was immer wieder zu Erdbeben führt. Politisch schiebt sich Russland von Norden her gegen das Land, schürt Sezessionskriege und lässt mit wirtschaftlichen Sanktionen seine Muskeln spielen.

Georgien, dieser Spickel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, die Grenze zwischen Asien und Europa, ist umkämpft und zerrüttet durch die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen. Seit dem Zerfall der Sowjetunion richtet sich das Land deshalb voller Hoffnung gegen Westen aus. In Tbilisi fährt man vom Flughafen her über die George-W.-Bush-Strasse in die Innenstadt. Tskaltubo, das Ziel der Jodlergruppe,

«Ich habe keine Schweine oben», singen die Schweizer. «Hier ist Friede», singen die Georgier.

ist vom Sezessionskrieg mit Abchasien gezeichnet. 1993 hat das Städtchen rund 9000 Flüchtlinge aufgenommen, georgischstämmige Abchasier, die aus der abtrünnigen Region vertrieben worden waren.

Platz gab es in Tskaltubo nach dem Zerfall der Sowjetunion genug: Es standen zwei Dutzend Sanatorien leer, die einst für sozialistische Reisegruppen aus der ganzen Welt gebaut worden waren. Der Kurort ist für seine Thermalbäder mit mineralhaltigem und leicht radioaktivem Quellwasser bekannt, auch der georgischstämmige Diktator Josef Stalin pflegte sich in Tskaltubo zu erholen. Im Thermalbad Nummer sieben kann man das Séparée besichtigen, wo er auf kunstvollen Mosaiken mit seinen sowjetischen Schergen planschte und Pläne für neue Greuelthaten schmiedete. Stalin war es auch, der Georgier nach Abchasien zwangsumsiedelte und die abchasische Kultur unterdrückte.

Nach dem Krieg wurden die sozialistischen Zimmer in Einheitsgrösse von ganzen Flüchtlingsfamilien bewohnt. Manche von ihnen leben nun schon seit einundzwanzig Jahren in Tskaltubo. Einige wurden in neue Häuser umgesiedelt, doch viele leben noch immer in den Sanatorien, deren Mauerwerk rieselt und bröckelt. Die Aussenwände der Bauten sind mit Satellitenschüsseln gesprenkelt, die Balkone behelfsmässig mit Holzverschlängen und Plasticplanen ausgebaut. In den Innenhöfen wuchern Wäldchen. In den zwanzig Jahren nach dem Zerfall der Sowjetunion ist aus den einst prächtigen Sanatorien ein apokalyptisches Gruselkabinett geworden. Zwischen Georgien und der abtrünnigen Region Abchasien herrscht Waffenstillstand.

Die Wattwiler Jodler sind in einem Hotel am Imereti-Platz untergekommen, neben der grossen Markthalle, gegenüber einem wunderlichen Rundbau, der die örtliche Kunstschule beherbergt. In der Dachfensterluke der Schule hat sich eine Schwalbenfamilie niedergelassen. Die Jodler wohnen in klimatisierten Mehrbettzimmern. Hansruedi muss sein Zimmer mit Walter teilen, den alle hier Wälder nennen. Hansruedi ist der dienstjüngste Jodler, Wälder der grösste Schnarcher der Gruppe. Für Hansruedi ist es eine Art Initiationsritus.

Bitterkeit macht sich breit

Zu den Proben geht es einmal quer über den Platz, dann rechts über einen behelfsmässigen Metallsteg am zerfallenen Einkaufszentrum vorbei. Weiter unten passieren sie ihre Stammkneipe, das Nektari, die gleichzeitig auch die einzige Kneipe in der Umgebung ist. Hier essen sie abends Schaschlik-Spiesse und trinken Bier, schäkern mit den Kellnerinnen, die sich längst daran gewöhnt haben, dass die Schweizer Gäste hier auch gerne einmal einen Jodel zum Besten geben. Ein paar Meter weiter, gleich nach der

Die Lieder des Naduri-Chors handeln von Kriegen, Kämpfen, Krankheiten und der Weinernte.

verlassenen Poststelle, einem futuristischen Monumentalbau, steht die Iveria-Halle am Eingang zur Parkanlage, in dem sich die Thermalbäder befinden.

Vor den Bädern parkieren Nobelkarossen mit georgischen, aserbeidschanischen und armenischen Nummernschildern. Die Autos sind den Wattwiler Jodlern schon lange aufgefallen. «Schon wieder ein Mercedes», raunt Markus und zählt auf, wie viel die verschiedenen Gefährte in der Schweiz kosten würden. «Der BMW X5 dort hinten: mindestens 140 000 Franken.» Nach dem ersten Staunen über die fremde Kultur und die anderen Sitten ist beim Schweizer Grüppchen aus dem Toggenburg ein bisschen Bitterkeit spürbar. Hier die Nobelkarossen, dort das Elend. Eine Infrastruktur, die weitgehend auf Improvisationstalent beruht. Die Sprache, die sie nicht verstehen. Überhaupt, die Mentalität.

Seit sich bei den Jodlern eine gewisse Desillusion über ihr Gastland breitgemacht hat, muss die georgische Mentalität als Begründung für so manches herhalten. Beispielsweise für eine Rechnung im Stammlokal, die Fredi und Lukas für viel zu hoch halten. Sie können es zwar nicht beweisen, denn niemand hat mitgezählt, wie viele Runden Bier bestellt wurden – aber sie fühlen sich trotzdem knallhart über den Tisch gezogen. «Das würde in der Schweiz nicht passieren», sagt Lukas. Fredi traut den Georgiern nicht mehr über den Weg und fürchtet sich, auf dem Rückweg zum Hotel überfallen zu werden. Kärl relativiert: «Wenn du so denkst, kannst du gar nicht mehr vor die Türe gehen.»

Es finden alle heil nach Hause. Und am nächsten Tag beginnt in Tskaltubo das Kulturfestival, der Grund, weshalb die Jodler angereist sind. Das Festival beginnt mit einer Lesung im Haus eines georgischen Schriftstellers, dann folgt eine Vernissage nach der anderen. Im Ortskundemuseum hat die Kuratorin drei Regale mit Erinnerungsstücken gefüllt, die ihr Flüchtlinge aus Abchasien zur Verfügung gestellt haben. Sachen, die sie auf der Flucht mitgenommen haben, in grosser Eile, ohne lange nachzudenken. Teeegeschirr, Plasticpuppen, ein Satz Autoschlüssel, ein Pass mit den Insignien der Sowjetunion. «Die Flucht ist jetzt schon über zwanzig Jahre her», sagt die Kuratorin, «aber es

ist unmöglich, die Sehnsucht zu vergessen.»

Am späteren Nachmittag machen sich die Toggenburger Jodler hinter der Bühne für ihren Auftritt bereit. Ruedi, Werner, Fredi und die anderen haben wieder ihre Wollhosen, die bestickten Baumwollhemden, die Hosenträger und die Filzwesten montiert und schwitzen jämmerlich. Die Sänger des Naduri-Chors tragen lange schwarze Wollmäntel. Sie betreten als Erste die Bühne, um die Nationalhymne vorzutragen, die rechte Hand auf dem Herz. Sie tragen Patronentaschen auf der Brust und einen Säbel am Gurt, als wollten sie mit ihrer Tracht die martialische Vergangenheit ihres Landes noch unterstreichen. Das Publikum erhebt sich von den klebrigen Sitzen.

Stilisierte Patronenhülsen

Die Halle ist für den Anlass viel zu gross. Wo früher Reisegruppen sozialistischer Arbeiter ihren künstlichen Zusammenhalt priesen, feiert man heute in Tskaltubo eine Schicksalsgemeinschaft. Die vorderen Sitzreihen sind gut gefüllt, neugierige Familien haben sich in der Halle eingefunden, die Dorf-Intelligenzia, Freunde und Verwandte derer, die noch auftreten werden. Weiter hinten sind die Sitzreihen spärlicher besetzt. Ganz hinten links sitzt unter der blauen Plasticplane eine Gruppe nervöser Teenager.

Die Lieder des Naduri-Chors handeln von Kriegen, Kämpfen, Krankheiten und der Weinernte. Nach einer erhaltenen Kennenlernphase haben sich die Jodler gut mit ihren georgischen Sängerkollegen angefreundet. Sie sind beeindruckt ob der Stimmkraft der Naduris. Es ist ein wuchtiger, melancholischer Gesang, er klingt nach Entbehrungen und Trauer. Doch auch die Schweizer haben den Georgiern ein neues Lied beigebracht. Und so beginnt der georgische Solist auf der Bühne in lieblichem Falsett: «Us de Bärge, liebi Fründin, schicksch mer Alperösli zue.» Das Publikum jöhlt vor Freude. «Die Cheibe macheds tipp-toppp», sagt Ernst. Trotz den 35 Grad friert es ihn vor Rührung.

Die Organisatorin kündigt immer neue Programmpunkte an. Der Jodlerklub tritt auf, ein Kinderchor aus dem Ort, eine Tanzgruppe, und auch die örtliche Musikschule spielt auf. Das Festival lädt die Vertriebenen auf die grosse Bühne. Eine Stunde vergeht, noch eine. Die Luft wird dicker in der Iveria-Halle. Manche klappen allmählich ihre Fächer zusammen und gehen nach Hause. Nur ein Teil der Besucher sieht noch zu, als sich der Jodlerklub Wattwil gemeinsam mit dem Naduri-Chor auf der Bühne formiert, die roten Filzwesten neben den schwarzen Kutten, die Messingbeschläge mit Kuhsymbolen neben den stilisierten Patronenhülsen. «Ich habe keine Schweine oben», singen die Schweizer. «Hier ist Friede», singen die Georgier.

Gesang für den Frieden

Artasfoundation ist eine Schweizer Stiftung mit Sitz in Zürich, die sich im Wiederaufbau nach Kriegen oder Bürgerkriegen für die Entwicklung der Zivilgesellschaft einsetzt und dabei Kunst als Fundament ihrer Arbeit begreift. In Georgien organisiert die Stiftung jeweils im Frühherbst mit einer lokalen NGO unter anderem das Tskaltubo Art Festival, dessen Programm von Chören, Tanztruppen, Musik- und Kunstschulen gemeinsam mit georgischen und schweizerischen Kunstschaffenden vorbereitet wird. Das Festival wird durch private Spenden sowie Mittel des Deza und der Stanley-Thomas-Johnson-Stiftung gefördert. Eine von der Pro Helvetia mitfinanzierte Tournee führte den Jodlerklub Wattwil und den Naduri-Chor nach dem Festival noch nach Kutaisi und Tbilissi.

www.artasfoundation.ch